In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 141. Posen, den 10. Dezember 1927. Nr. 141.

Der Seewolf.

Von Jack London.

5. Fortsetzung.

„Ach, mein Junge,“ er schüttelte unheilverkündend den Kopf, „du hast dir gerade den schlimmsten Schoner ausgesucht, und dabei warst du nicht einmal besoffen wie ich. Dieser Wolf Larsen ist der Teufel selber, und seit er die „Ghost“ bekommen hat, ist sie ein Höllenschiff. Ich weiß noch gut, wie er vor zwei Jahren in Hakodate einen Anfall kriegte und vier von seinen Leuten niederschoß. Und im selben Jahre erschlug er einen Mann mit der bloßen Faust. Und kamen nicht der Ingenieur der Insel Kura und der Polizeihauptmann, japanische Herren, Freundchen, als seine Gäste an Bord der „Ghost“ mit ihren Frauen — so zarten kleinen Dingerchen, wie sie auf Fächern gemalt sind —, und wurden nicht die beiden Ehemänner bei der Abfahrt, wie aus Versehen, in ihrem Sampan zurückgelassen? Und wurden die armen kleinen Damen nicht eine Woche später auf der anderen Seite der Insel an Land gesetzt und mußten in ihren Strohsandalen, die keine Meile halten konnten, über die Berge wandern? Als ob ich das nicht wüßte! So ein Tier ist dieser Wolf Larsen. Er wird ein Ende mit Schrecken nehmen! Aber ich habe nichts gesagt, denk' daran. Nicht einen Ton hab' ich geflüstert, denn der alte dicke Louis möchte gern die Reise überleben. — Wolf Larsen,“ sprudelte er einen Augenblick später heraus. „Beachte das Wort, hörst du: — Wolf — ein Wolf ist er. Er hat nicht ein schwarzes Herz wie manche Menschen. Er hat überhaupt kein Herz. Ein richtiger Wolf ist er. Er trägt seinen Namen mit Recht!“

„Aber wenn er so berüchtigt und bekannt ist,“ fragte ich, „wie ist es dann möglich, daß er immer noch Leute bekommt?“

„Wie ist es möglich, daß man überhaupt Leute bekommt, um irgend etwas auf Gottes Welt zu tun?“ fragte Louis. „Würde ich an Bord sein, wenn ich nicht viehisch besoffen gewesen wäre, als ich unterschrieb? Manche, wie die Jäger, können keinen besseren Schiffer finden, und manche, wie die armen Teufel vorn, wußten es nicht besser. Aber sie werden schon darauf kommen und werden den Tag verfluchen, an dem sie geboren sind. Aber ich habe keinen Ton gesagt, denk' daran, keinen Ton! — Die Jäger sind schlechte Kerle,“ brach er wieder los. „Aber — er wird mit ihnen fertig. Er wird sie schon Gottesfurcht lehren! Sieh mal meinen Jäger, „Jock“ Horner nennen sie ihn, und er sieht so ruhig und umgänglich aus und spricht so sanft wie ein Mädchen, daß man glaubt, die Butter könne ihm nicht im Munde schmelzen. Und hat er nicht letztes Jahr seinen Bootssteuermann getötet? Unglücksfall, sagte man, aber ich traf den Bootspuller in Jokohama, und der hat mir die Wahrheit erzählt. Und „Smoke“, der schwarze kleine Kerl — steckten ihn die Russen nicht drei Jahre in die sibirischen Salzminen, weil er auf Copper Island Fische gestochen hatte. Aber ich bin taub und stumm, und wenn du deine Mutter lieb hast, bist du's auch.“ Johnson, der Mann, der mir die Haut abgerieben hatte, als ich an Bord kam, schien mir von allen Leuten der am wenigsten zweifelhafte. Seine Offenheit und Männlichkeit waren auf den ersten Blick überzeugend, und dazu kam seine Bescheidenheit, die man leicht für Schüchternheit halten konnte. Aber schüchtern war er nicht. Er hatte vielmehr den Mut der Ueberzeugung, die Sicherheit seiner Männlichkeit. Das war es, was ihn gleich zu Beginn unserer Bekanntschaft gegen die falsche Aussprache seines Namens hatte protestieren lassen. Louis sprach über ihn und prophezeite.

„Das ist ein Prachtkerl, dieser Johnson,“ sagte er. „Unser bester Seemann und mein Puller. Aber er und Wolf Larsen werden aneinandergeraten, so sicher wie zweimal zwei vier ist. Ich habe mit ihm geredet wie mit meinem eigenen Bruder, aber er will kein falsches Signal zeigen. Er murrt, wenn nicht alles nach seinem Kopf geht, und es gibt immer ein Klatschmaul, das es Wolf Larsen hinterbringt. Der Wolf ist stark, und es ist eine Art des Wolfes, Stärke bei anderen zu hassen. Und Stärke findet er bei Johnson — kein Kriechen, kein „Jawohl, Käptn, ergebensten Dank, Käptn“ für ein Schimpfwort oder einen Faustschlag. — Ja, es kommt, es kommt! Und Gott weiß, wo ich einen anderen Puller hernehmen soll! Was tut der Narr, als der „Alte“ ihn Yonson nennt? „Ich heiße Johnson, Käptn, und buchstabiert ihm den Namen vor. Du hättest das Gesicht des „Alten“ sehen sollen! Ich dachte schon, er würde auf der Stelle über ihn herfallen. Er tat es nicht, aber er wird es tun, und er wird diesem Hartschädel das Licht ausblasen, oder ich kenne meine Leute nicht.“ —

Thomas Mugridge wird unerträglich. Bei jeder Anrede muß ich „Herr“ zu ihm sagen. Es dürfte mitsprechen, daß Wolf Larsen eine Vorliebe für ihn gefaßt hat. Es ist wohl unerhört, daß ein Kapitän auf vertrautem Fuße mit seinem Koch steht, aber Wolf Larsen tut es. Zwei- oder dreimal hat er schon den Kopf zur Kombüse hereingesteckt und Mugridge gutmütig geneckt, und heute nachmittag standen sie eine volle Viertelstunde auf dem Achterdeck und unterhielten sich. Als der Koch wieder in die Kombüse trat, glänzte sein Gesicht, als wäre es mit Fett eingeschmiert, und er sang zu seiner Arbeit so falsch, daß es herzzerreißend war.

„Ich verkehre immer mit den Offizieren,“ bemerkte er vertraulich zu mir. „Ich weiß mich beliebt zu machen. Mein früherer Kapitän — ei, das ging nicht anders, ich mußte zu ihm in die Kajüte kommen und ein Gläschen mit ihm trinken. „Mugridge,“ sagte er, „Mugridge, du hast deinen Beruf verfehlt.“ — „Und wieso?“ — „Du hättest Gentleman werden müssen und nie für Geld arbeiten dürfen.“ Gott straf' mich, Hump, wenn er das nicht gesagt hat, und ich saß gemütlich mit ihm in seiner Kajüte, rauchte seine Zigarren und trank seinen Rum.“

Dies Gespräch trieb mich zur Verzweiflung. Ich habe nie eine Stimme gehört, die mir so verhaßt war. Er war tatsächlich der ekelhafteste, widerwärtigste Mensch, den ich je getroffen habe. Seine Kocherei war eine unbeschreibliche Schweinerei, und da er alles kochte, was an Bord gegessen wurde, mußte ich mir mit allergrößter

Vorsicht das am wenigsten Schmutzige aus dem Fraß heraussuchen.

Ich war nicht gewohnt zu arbeiten, und meine Hände schmerzten mich sehr, und dazu hatte ich eine große Brandwunde am Unterarm, die ich mir zugezogen hatte, als ich einmal beim Rollen des Schiffes das Gleichgewicht verlor und gegen den Herd geschleudert wurde. Mein Knie war immer noch geschwollen. Wenn es überhaupt besser werden sollte, mußte ich Ruhe haben. Ruhe! Nie zuvor hatte ich den Sinn dieses Wortes verstanden. Ohne es zu wissen, hatte ich mein ganzes Leben geruht. Aber jetzt! Hätte ich nur eine halbe Stunde stillsitzen können, ohne etwas zu tun, ja, ohne zu denken — es wäre das Schönste von der Welt für mich gewesen. Nie hätte ich mir träumen lassen, daß Arbeit etwas so Furchtbares wäre. Von halb fünf morgens bis zehn Uhr nachts bin ich der Sklave aller. Es gibt Anzeichen von zunehmender Mißstimmung im „Zwischendeck", und es heißt, daß schon eine Prügelei zwischen „Smoke" und Henderson stattgefunden habe. Henderson scheint der beste von den Jägern zu sein, ein besonnener Bursche, der schwer aus seiner Ruhe kommt. Diesmal muß er aber sehr erbost gewesen sein, denn als „Smoke" zum Abendbrot in die Kajüte kam, hatte er ein blaues Auge und sah bös aus.

Gerade vor dem Abendbrot hatte sich auf Deck etwas ereignet, das für die Gefühllosigkeit und Roheit dieser Männer bezeichnend ist. Unter der Mannschaft befindet sich ein junger Mensch namens Harrison, ein plump aussehender Bauernbursche, der, vermutlich von Abenteuerlust getrieben, seine erste Seereise macht. In dem leichten, veränderlichen Wind laviert der Schoner ziemlich viel, und dann muß jedesmal ein Mann nach oben gehen, um das vordere Gaffeltoppsegel umzulegen. Irgendwie hatte sich nun, als Harrison oben war, die Schoot im Block am Ende der Gaffel festgeklemmt. Soviel ich verstand, gab es zwei Möglichkeiten, sie loszubekommen — erstens, das Segel herunterzufieren, was verhältnismäßig leicht und gefahrlos war, zweitens auf der Piek bis zum Ende der Gaffel hinauszuklettern, ein gewagtes Unternehmen. Johansen rief Harrison zu, er solle hinausklettern. Alle sahen, daß der Junge Angst hatte, und dazu hatte er alle Ursache: achtzig Fuß über dem Deck und nichts, um sich festzuhalten, als dies dünne, ruckweise hin- und hergeschleuderte Tau! Hätte ein stetiger Wind geweht, so würde es nicht so schlimm gewesen sein, aber die „Ghost" rollte ohne Ladung in der Dünung und bei jedem Ueberholen gerieten die Segel in schwingende Bewegung und schlugen, und die Falle wurden schlaff und dann mit einem Ruck wieder straff. Sie vermochten einen Mann hinunterzufegen wie ein Peitschenschmitz eine Fliege.

Harrison hörte den Befehl und verstand, was man von ihm verlangte, zögerte jedoch. Vermutlich war er das erstemal in seinem Leben in der Takelung. Johansen, von Wolf Larsens Herrschsucht angesteckt, brach in einen Strom von Flüchen aus.

„Genug, Johansen," sagte der Kapitän schroff, „das Fluchen auf dem Schiff besorge ich selbst, daß Sie und alle es wissen. Wenn ich Ihre Hilfe brauche, werde ich Sie rufen."

„Jawohl, Käptn," antwortete der Steuermann.

Unterdessen war Harrison auf das Fall hinausgeklettert. Ich blickte durch die Kombüsentür hinauf und konnte sehen, wie er zitterte, als wären ihm alle Glieder vom Schüttelfrost gepackt. Er kroch ganz langsam und vorsichtig. Als er sich etwa in der Mitte befand, machte die „Ghost" eine Schlingerbewegung nach Luv und wieder zurück in ein Wellental. Harrison hielt inne und klammerte sich fest. Das Segel wurde schlaff und schwang mittschiffs. Das Fall gab nach und obgleich sich das alles mit großer Schnelligkeit abspielte, konnte ich doch sehen, wie es durch sein Körpergewicht sackte. Dann schwang die Gaffel mit einem Ruck zur Seite, das große Segel schwoll wie aus der Kanone geschossen und die dreifache Reihe von Reffseisingen klatschte wie eine Gewehrsalve gegen die Leinwand. Harrison sauste, immer noch festgeklammert, durch die Luft, aber das Fall straffte sich wieder mit einem scharfen Ruck. Da verlor er den Halt. Die eine Hand wurde losgerissen, die andere krampfte sich einen Augenblick verzweifelt fest, dann folgte auch sie. Der Körper sauste hinunter, aber glücklicherweise blieb er mit den Füßen hängen. Durch eine schnelle Bewegung gelang es ihm, das Fall zu packen. Da hing er — ein kläglicher Anblick.

„Wetten, daß ihm heute das Abendbrot nicht schmecken wird?" hörte ich Wolf Larsen sagen, dessen Stimme um die Ecke der Kombüse zu mir drang. „Johansen, abhalten. Passen Sie auf! Jetzt kommt die Bö."

Harrison mußte sich sehr elend fühlen. Lange klammerte er sich an seinen schwankenden Halt, ohne auch nur einen Versuch zu machen, sich zu bewegen.

„Es ist eine Schande!" hörte ich Johnson knurren. Er stand beim Großmast, ganz nahe bei mir. „Der Junge hat guten Willen. Mit der Zeit wird er es schon lernen. Aber das ist . . ." Er machte eine Atempause und beendete dann sein Urteil: „Mord!"

„Willst du still sein!" flüsterte Louis ihm zu. „Wenn dir dein Leben lieb ist, so halt' den Mund."

Der Jäger Standish sagte zu Wolf Larsen: „Das ist mein Puller, und ich möchte ihn nicht verlieren."

„Stimmt, Standish," lautete die Antwort. „Wenn du ihn im Boot hast, ist er dein Puller, solange ich ihn aber hier an Bord habe, ist er mein Matrose und da mache ich mit ihm, was mir gefällt."

„Aber das ist doch kein Grund . . .," begann Standish erregt.

„Es ist gut," unterbrach ihn Wolf Larsen. „Ich habe meine Meinung gesagt und damit genug."

Die Augen des Jägers funkelten zornig, aber er drehte sich um und ging die Treppe zum Zwischendeck hinab, wo er stehen blieb und hinaussah. Alle Mann befanden sich an Deck und alle Augen waren nach oben gerichtet, wo ein menschliches Wesen mit dem Tode rang. Ich, der ich abseits vom Trubel der Welt gelebt hatte, hätte mir nie träumen lassen, daß es draußen so zuging. Das Leben war mir stets als etwas Heiliges erschienen und hier galt es nichts, war nur eine Ziffer in einer geschäftlichen Berechnung. Ich muß gestehen, daß manche der Matrosen doch Mitgefühl hatten, wie Johnson zum Beispiel, aber die Vorgesetzten — die Jäger und der Kapitän — waren ganz herzlos. Selbst der Einspruch Standish' war nur dem Wunsche entsprungen, seinen Bootspuller nicht zu verlieren. Hätte es sich um den Ruderer eines anderen Jägers gehandelt, so würde er sich wie sie darüber belustigt haben.

Doch zurück zu Harrison! Johansen schmähte und beleidigte den armen Kerl, aber es dauerte volle zehn Minuten, bis er ihn wieder in Bewegung gebracht hatte. Kurz darauf hatte er das Ende der Gaffel erreicht, wo er sich besser festhalten konnte. Er machte das Schoot klar und hätte nun am Fall entlang zum Mast zurückklettern können. Aber er hatte den Kopf verloren.

Er blickte auf den luftigen Weg, den er passieren sollte, und dann hinunter aufs Deck. Noch nie hatte ich soviel Furcht auf dem Gesicht eines Menschen ausgeprägt gesehen. Wolf Larsen, der, in eine Unterhaltung mit Smoke vertieft, auf und nieder schritt, nahm keine Notiz von ihm, nur rief er dem Mann am Rad einmal scharf zu: „Du bist aus dem Kurs, Mann! Paß auf, daß du dir keine Unannehmlichkeiten zuziehst!"

„Jawohl, Käptn," erwiderte der Rudergast und drehte das Rad.

Er hatte die „Ghost" ein paar Strich aus dem Kurs gebracht, damit das bißchen Wind das Vorsegel füllen und prallhalten konnte. Er hatte dem unglückseligen Harrison helfen wollen auf die Gefahr hin, Wolf Larsens Zorn heraufzubeschwören.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Säuglings Tagebuch.

Skizze von Franz Lederer.

22. Oktober. Gestern kam ich zur Welt. Ich habe mich nach Kräften dagegen gewehrt. Es dauerte viele Stunden. Mama ließ nicht locker. Und schließlich kamen Frauen und Männer und zwangen mich hervor. Ich schrie unverzüglich. Nie werde ich diesen Widerwillen gegen das Da-Sein vergessen.

23. Oktober. Meine Eltern sind offenbar unbemittelt. Denn wir liegen in der Krankenkassen-Abteilung. Mama und ich. Früh machte ich die Bekanntschaft Papas. Er steckte mir sein einfältiges Antlitz dicht vor die Augen. Er hat eine Glatze. Ich weinte, als ich ihn sah.

24. Oktober. Vor drei Tagen war ich noch ein Embryo und heute bin ich schon ein Mensch. Ich zähle schon mit, ich wurde gewogen und nicht einmal zu leicht befunden. Ueber eine Weile werde ich Schauspielerin oder sonst etwas Berühmtes sein können. Heute habe ich richtig schon Milch getrunken.

25. Oktober. Man hat mir den Namen Alice gegeben. Ich behalte mir vor, den Namen seinerzeit auszutauschen.

26. Oktober. Von Frau Gretl bekam ich drei reizende Hemdchen, neueste Fasson, die mir sicher ausnehmend passen werden. Mit den Rosa-Schuhen, die ich auch von ihr bekam, werde ich — so glaube ich — apart aussehen. Ich muß mir gelegentlich ihre Schneiderin nennen lassen. — Ich möchte übrigens die sicher sehr nette Dame kennen lernen.

27. Oktober. Mama fiebert. Da soll mir die Milch schmecken!

28. Oktober. Fremde Menschen waren hier und belästigen mich. Sie tasteten mich an und fauchten mir ins Gesicht. Ich bin nun eine Woche alt.

29 Oktober. Keine Abwechslung. Ich verstehe die Welt nicht mehr. Es ist so langweilig.

2. November. Nach all dem Aerger, den ich bisher hatte, erlebte ich heute meine erste Freude. Man hatte mich übersiedlungsbereit gemacht, und wir warteten auf das Auto, das uns wegbringen sollte. In diesem Augenblick sah ich zum erstenmal den blauen Himmel und die Sonne strahlen. Ich lächelte. Ob es nicht doch am Ende ganz gut war, daß ich geboren wurde? Aber man deckte mich zu und ich schlief ein.

3. November. Das Auto hielt gestern vor einem hohen Haus. Ehe ich mich umsah, hatte man mich in das oberste Stockwerk getragen. — Die Wohnung ist recht dürftig. Ich werde keinen Festbesoldeten heiraten. Die monatliche Kinderzulage, die er bekommt, reicht gerade für das Waschen der Windeln. Da nehme ich lieber einen Krämer zum Manne, der mit Windeln h a n d e l t.

5. November. Ein Tier ist im Haus. Ein Hund mit dem Namen Whisky. Ein Terrier mehr treuherzig als schön und sehr drollig. Aber ich glaube, daß er bemerkt hat, wie beliebt er sich durch seine drolligen Bewegungen macht und daß er sie jetzt schon bewußt spielt. Nichts als Raffinement.

6. November. Tanten und Onkel besuchen mich. Ich sehe sie sehr genau an. Ich habe heute etwas entdeckt, das vielleicht noch niemand vor mir bemerkte: es gibt brave und böse Menschen.

9. November. Schlaf ist immer noch meine Zuflucht vor dem grellen Dasein.

13. November. Es ist ein wenig boshaft von mir, daß ich immer zu schreien beginne, wenn Mutter schlafen will. Sie kommt besorgt zu mir und müht sich um mich, und ich ergötze mich an ihrer Mutterliebe. Das Spiel ist sehr possierlich: wenn sich die anderen hinlegen, um zu schlafen, beginne ich erbärmlich zu schreien. Dann kommen die einen besorgt, die anderen schroff und bitter. Aber ich lache sie alle aus.

14. November. Manchmal habe ich ja auch wirklich Grund zum Weinen. Wenn es aber einmal nicht gerade Hunger oder die Unannehmlichkeit beschmutzter Wäsche ist, sondern reiner Weltschmerz, stehen sie ratlos vor mir. Ich bin eine unverstandene Frau.

15. November. Erste Ausfahrt. Noch ist der Kopf verworren von all dem Erlebten. Wem hasten diese Menschen nach? Was suchen sie? Wie wüst sehen sie aus? Wie grau ist die Luft? Wie lärmt die Straße! Ich begriff die Angst, die mich bisweilen vor dem Leben befällt. Es ist die Scheu vor der drohenden Frage nach dem Wesen des Daseins, nach dem Sinn, Grund, Zweck. Es ist die Furcht, daß man plötzlich ohne die minimalste Kraft zum bloßen Vegetieren dastehen könnte, außer Beziehung gesetzt, vom überwuchernden Bewußtsein der Lebensnot einfach zerbrochen, fremd in den Mechanismus stierend, zur primitivsten Verrichtung manueller oder geistiger Art untauglich, es ist fürchterlich!!

16. November. Ich will die grausame Erkenntnis von gestern mir positiv zunutze machen. Ich will unbeschwert von Reflexionen leben, wo Augen in Güte und Glück strahlen: ich lese in Mutters Augen, daß Güte und Glück eines sind.

17. November. Ich habe Bauchweh, Blähungen, Durchfall. Also schreie ich — — —

Duell-Anekdoten.

Ein Herr von Busabcey und ein Graf Nassau reisten einst, um sich zu duellieren, mit zwei Sekundanten nach der flandrischen Grenze, wo in der Nähe eines dem Prinzen von Ligne gehörigen Schlosses der Zweikampf stattfinden sollte. Der Prinz gab ihnen folgende sinnige Briefchen an seinen Kastellan mit:

Versorgen Sie die vier Personen, die ich Ihnen zuschicke, mit Betten und einem guten Abendessen; am folgenden Tage bereiten Sie das Mittagessen für drei. Bestellen Sie einen Sarg und bei dem Herrn Pfarrer eine anständige Leichenpredigt."

*

Mit heimlichem Zähneklappern hat Magnus Goldstein, ein Bankier, das Pistolenduell überstanden. Bei einmaligem Kugelwechsel war es unblutig verlaufen. Nur Goldsteins Zylinder hatte des Gegners Kugel durchbohrt. Gott sei Dank, denn zehn Zentimeter tiefer und der Bankier wäre ein toter Mann gewesen.

Nachdem man sich zur Versöhnung die Hände geschüttelt hatte, sah Goldstein dem abziehenden Gegner sinnend nach und fragte dann seinen Sekundanten: „Sagen Sie doch, bitte, muß er mir nun nicht einen neuen Zylinder kaufen?"

*

Dem Doktor Lautenbach, Bräutigam der schneidigen Kommerzienratstochter Eva Müntzelberg, kam es zu Ohren, daß sich der Rechtsanwalt Sprentzelmann sehr abfällig über seine Braut geäußert habe: Folge: ein Säbelduell. Der arme Doktor wurde dabei von dem rabiaten Rechtsanwalt tüchtig zugedeckt und man mußte ihn kampfunfähig vom Platze tragen. Am nächsten Tage hob das energische Evachen ohne Gewissensbisse die Verlobung auf, „denn", so erklärte sie ihrem ihr deswegen sanfte Vorwürfe machenden Vater, „ich brauche einen Mann, der parieren gelernt hat."

*

L e n b a c h äußerte sich eines Tages wieder einmal in genialer Weise über die Leistungen eines Münchener Kollegen. Der Betreffende, aufs Aeußerste empört, beauftragte seinen Bruder, einen pensionierten preußischen Oberstleutnant, Lenbach auf Pistolen zu fordern. Der Meister war gerade bei der Arbeit, als der feudale Kartellträger eintrat und die Forderung überbrachte. Gelassen drehte sich Lenbach um, schaute sich den würdigen Mann eine Zeitlang an und erwiderte dann lächelnd: „Sagen Sie Ihrem Bruder, i bin kein Kanonier, i bin a Maler."

*

Zwei Spanier hatten einen Ehrenhandel auszutragen und beschlossen, in einem Vorort von Madrid das Duell auszufechten. Zufällig trafen sie auf dem Bahnhof am Fahrkartenschalter zusammen. Der erste nahm eine Rückfahrkarte, der andere nur eine einzelne. „Caramba," sagte der erste, „Sie erwarten gar nicht zurückzukommen, Herr! Ich nehme immer eine Rückfahrkarte." „Ich niemals," sagte der andere, „ich benutze für die Rückfahrt immer die Karte meines G e g n e r s."

Krishnamurti, der neue „Lehrer der Welt".

Im Jahre 1909 wurde das Kommen des neuen Weltlehrers von der Theosophin Annie Besant prophezeit; als dann Krishnamurti wirklich auftauchte, erregte er einige Bestürzung, denn er war so gar nicht das, was man sich unter einem Propheten vorstellte. Kein wallender Prophetenbart bedeckte sein Gesicht, und er nährte sich nicht in Wüsteneinsamkeit von Heuschrecken und wildem Honig. Krishnamurti zeigte sich vielmehr der staunenden Welt als ein flotter, junger Mann mit glattrasiertem Gesicht und schönen Zügen, der Tennis spielte, Auto fuhr und mit den Damen flirtete. Er trat also in dem Gewande und mit den Manieren s e i n e r Z e i t auf.

Ueber seine Lehre wissen selbst seine Anhänger nicht vollkommen Bescheid, obwohl sie sich natürlich in wenigen Worten wiedergeben läßt. Auf diese Lehre trifft das zu, was der Mystiker Maximos Kaiser Julian gegenüber von Christus sagte: er verkündet nicht diesen oder jenen Gott, sondern er sagt: Gott bin ich, — ich bin Gott. So sagt auch Krishnamurti: „M e i n G e l i e b t e r u n d i c h s i n d e i n s", wobei er unter dem Geliebten nicht nur das von den indischen Frauen so hoch verehrte flötespielende Kind Sri Krishna, Buddha, Christus und alle Heilslehrer meint, — sondern viel mehr als das: er meint den Himmel, die Blumen, jedes menschliche Wesen, — das All. Seine Lehre enthält keine Lehrsätze, er legt nicht das Gesetz aus und predigt keine Autorität, er will nur die Menschen befreien und ihnen helfen, daß sie zur Erkenntnis kommen. Er sagt: Wenn ich tot bin, werdet Ihr eine Religion auf mir aufbauen, werdet Tempel errichten, Dogmen und Glaubensbekenntnisse schaffen und eine neue Religionsphilosophie erdenken, — bis ein neuer Weltlehrer kommt und euch von neuem befreit.

Zu Krishnamurtis Grundsätzen gehört Besitzlosigkeit, wie der heilige Franziskus sie lehrte. Als Baron v. Pallandt ihm ein schönes altes Renaissanceschloß mit großem Grundbesitz schenkte, überwies Krishnamurti den herrlichen Besitz seinem Orden.

Auf alle, die ihm einmal gegenübergetreten sind, wirkt er wie ein ungewöhnlich starker Mann von ungeheurer Spannkraft, wie ein Mensch, der alles Persönliche vollständig überwunden hat und die Kraft besitzt, in anderen die Fähigkeit zur Liebe und zum Glück zu wecken. Dabei ist er von großer Schlichtheit. Jede Wichtigtuerei soll ihm fern liegen. Auch wird ihm große Gutmütigkeit nachgesagt. Eine Dame erzählt von ihm, daß er auf Tausende von Photographien seinen Namen schreibe, wenn er den Leuten damit eine Freude machen könne.

Krishnamurti, der schon so viel in der ganzen Welt von sich reden gemacht hat, ist heute Anfang der Dreißig. Er hat sich dichterisch betätigt und mehrere Bücher wie auch viele Gedichte geschrieben.

Im persönlichen Verkehr soll er durchaus nicht den Eindruck eines weltfernen oder erdabgewandten Menschen machen, sondern seine Unterhaltung soll humorvoll und lebhaft sein. Jede Steifheit ist ihm verhaßt. Was jedem auffällt, der ihm gegenübertritt, ist die Reinheit, die von ihm ausgeht. Man soll im Beisammen=

sein mit ihm das Gefühl haben, als wäre man mit dem besten Teil seines eigenen Ichs zusammen. Bisweilen scheint es, als ob alle Leiden der Menschheit auf ihm lasten, und sein Gesicht nimmt einen unaussprechlich schmerzlichen Ausdruck an.

Als seine Hauptmission betrachtet er es, den Menschen Frieden zu bringen. Er sagt: Das Weltproblem ist das gleiche wie das individuelle Problem, und der Weltfriede muß im Innern des Menschen seinen Anfang nehmen. Zu diesem Frieden gelangt man durch Vertiefung in die eigene Seele, durch ein Training des Charakters, das die Hindernisse zu wahrer Freiheit aus dem Wege räumt. Der Weg, den seine Anhänger gehen müssen, ist ganz ähnlich dem, der in den ägyptischen und griechischen Mysteriumtempeln gelehrt wurde. Was im Altertum die Menschen konnten und wußten, müssen die Heutigen wieder lernen, um des Friedens teilhaftig zu werden.

Das Tränengas — eine neue Polizeiwaffe?

In Amerika ist auch das nichts neues. Einzelne Polizeiverwaltungen kennen seit Jahren das Tränengas als Polizeiwaffe und zwar in zweifacher Hinsicht. Einmal zur Bekämpfung von Verbrechern, und zum anderen Mal zur Zerstreuung von unliebsamen Demonstrationen und zur Auflösung von Massenversammlungen. In Deutschland z. B. wurde bisher von diesem Mittel kein Gebrauch gemacht. Erst in letzter Zeit haben Fälle, bei denen sich die Schußwaffe als durchaus unpraktisch und unzureichend erwies, Veranlassung gegeben, daß auch die deutschen Polizeiverwaltungen sich mit diesem Problem mehr befassen. Die Berliner Schutzpolizei macht zurzeit Versuche, inwieweit auf Grund der amerikanischen Erfahrungen die Anwendung des Tränengases im Rahmen der deutschen Verhältnisse möglich ist. Es handelt sich dabei vor allen Dingen um die Bekämpfung und Unschädlichmachung von Verbrechern, die ihrer Verhaftung Widerstand entgegensetzen und nicht nur den Polizisten, sondern auch völlig unbeteiligte Bürger gefährden. Man erinnert sich noch des Falles in der Nähe von Kassel, wo ein renitenter und halb wahnsinniger Verbrecher eine ganze Anzahl von Menschen zur Strecke brachte, bevor es gelang, ihn unschädlich zu machen. Gerade hier zeigte sich, wie unzureichend unsere jetzigen Waffen sind. Da er sich in einem Hause verschanzt hatte, so bestand die Gefahr, daß er jeden Vorübergehenden niederschoß, andererseits konnte man ihm nur mit Handgranaten beikommen, durch die dann schließlich noch mehrere Polizisten teils tödlich, teils schwer verletzt wurden. In solchen Fällen will man künftig das Tränengas zur Anwendung bringen.

Das Tränengas ist keine neue Erfindung. Es ist chemisch dasselbe Gas, das im Kriege die sogenannten Blaukreuzgranaten enthielten nur besitzt es bei der Verwendung als Polizeiwaffe eine stärkere Verdünnung, die seine tödliche Wirkung ausschaltet.

Das Tränengas wird mit Hilfe einer Sprengladung entweder aus Pistolen oder auch aus besonderen Handgranaten abgeschossen und übt eine lähmende Wirkung aus. Zunächst reizt es außerordentlich stark die Schleimhäute der Nase, des Rachens und der Atemwege. Infolgedessen tritt ein Husten und schließlich eine gewisse Atemnot auf, die Angst- und Beklemmungszustände hervorruft. Wenn einmal eine bestimmte Menge des Gases eingeatmet ist, hilft es auch nichts, daß etwa der Verbrecher versucht, sich durch die Flucht von der vergasten Stelle zu retten. Das Gas wirkt weiter. Sein Reiz auf die Bindehaut bringt starken Tränenerguß mit sich und macht infolgedessen den Verbrecher kampfunfähig. Der Brechreiz und die Würgezustände, die meistens sogar zu Erbrechen führen, lähmen größtenteils die Körperfunktion, so daß der Vergaste allen Widerstand aufgibt.

Die Wirkung hält je nach der Stärke des Gases und der Dauer der Einatmung bis zu zwei Stunden vor. Die medizinische Beobachtung, die man in Amerika, besonders in Chicago bei der Anwendung des Tränengases gemacht hat, hat ergeben, daß nachhaltige gesundheitliche Schädigungen nicht aufgetreten sind, sofern nämlich die Konzentration des Gases unter einer bestimmten Grenze gehalten wurde. Erst bei stärkerer Konzentration treten dann allerdings schwere organische Schädigungen auf. Die Atmungswege, vor allem die Lunge, aber auch die Augen und das Gehirn werden durch solche starken Gasmengen empfindlich und dauernd verletzt. Es stellen sich schwere Nervenstörungen ein, die oft zum Verlust der Beherrschungsfähigkeit der Gliedmaßen führen und außerordentlich starke Schmerzen zur Folge haben.

Die Zusammensetzung des Gases muß deshalb auf das Allersorgfältigste geprüft werden, ehe man sich ernsthaft mit dem Problem seiner Verwendung als Polizeiwaffe beschäftigen kann.

In Chicago hat man, wie gesagt, angeblich sehr gute Resultate mit dieser Bekämpfungsmethode erzielt, aber wir wissen, daß Amerika nicht immer sehr human bei der Bekämpfung seiner Verbrecher vorgeht, vor allen Dingen nicht in Chicago, wo die Straßenräuber am hellichten Tage Banken ausplündern und deshalb zu einer Gefahr geworden sind, der man nur mit rücksichtslosen Abwehrmitteln begegnen kann. Man wird deshalb die amerikanische Erfahrung nochmals einer genauen Kontrolle unterziehen müssen, und das geschieht zurzeit bei den Versuchen, die die Berliner Schutzpolizei vornimmt.

Wenn sich eine Verdünnung des Gases so weit erreichen läßt, daß seine Wirkungen etwa lediglich auf Uebelkeitsgefühle und Augentränen ohne jede gesundheitsschädlichen Nachwirkungen beschränkt bleiben, so käme es vielleicht sogar als Polizeiwaffe bei politischen Unruhen in Frage. Es wäre dann möglich, aufrührerische Versammlungen aller Art und gefahrbringende Demonstration auf eine unschädliche Art zu zerstreuen und so die Gefahr, die bei der Anwendung der Schußwaffe stets für alle, oft auch für die Unbeteiligten gegeben ist, zu vermeiden.

Dr. Hans Seydewitz.

Aus aller Welt.

Schuberts Großnichte in Not. In Oesterreich wird ein Aufruf zur Unterstützung von Frau Marie Kolowrat in Wien, einer Großnichte von Franz Schubert, erlassen. In dem Aufruf heißt es, daß Frau Kolowrat eine Witwe sei, Greisin, knochenkrank, erwerbsunfähig, verlassen und hilflos. Sie sei dem Verhungern nahe. Frau Kolowrat ist eine Großnichte von Franz Schubert, eine Tochter der Anna Schubert, der Gattin von Ferdinand Schubert, dem Bruder des Komponisten.

Auflösung der Theater-Fusion Gera—Altenburg. Die erst seit einem Jahr bestehende Fusion zwischen dem Reußischen Theater in Gera und dem Altenburger Landestheater hat ein schnelles Ende gefunden. Die Reußische Anstalt für Kunst und Volkswohlfahrt kündigte den Vertrag mit Altenburg zum 30. Juni 1928, weil die finanziellen Ersparnisse nicht den Erwartungen entsprochen hätten. Zum Teil sind auch rein künstlerische Gründe maßgebend; man war in Gera mit den Leistungen der Altenburger Oper durchaus nicht zufrieden. Das Reußische Theater in Gera soll daher vom nächsten Jahre ab wieder selbständig geführt werden.

Meyer-Förster abgewiesen. Der Verfasser des größten Reißers aller Jahrhunderte, des Studentenstücks „Alt Heidelberg", fühlte sich durch die Verfilmung des Schauspiels geschädigt und klagte gegen die „Filmgesellschaft am Dönhoffplatz". Seiner Ansicht nach war der Stoff auf der Leinwand nicht so behandelt worden, wie vertraglich vereinbart. Meyer-Förster ist aber in erster und nun auch vor dem Kammergericht in zweiter Instanz abgewiesen worden, so daß der Film in der bisherigen Form gezeigt werden kann.

Jannings amerikamüde. Obwohl Emil Jannings vor einem Jahr einen dreijährigen Vertrag in U. S. A. abgeschlossen hat, wird er diesen in wenigen Monaten lösen und im Frühjahr nach Berlin zurückkehren. Der Künstler erklärte, man könne in Hollywood auf die Dauer nicht leben, weil die Stadt ohne Lebensfreude sei. Das alte Klagelied aller Amerikafahrer! Wie lange wird es dauern, bis auch die anderen Heimweh bekommen, wie Veidt, Lubitsch, Leni, Negri und wie sie alle heißen?

Wie groß ist der genaue Erdradius? Der holländische Astronom de Sitter, Direktor der Sternwarte in Leiden, hat die Größe des Erdradius erneut bestimmt, und zwar zu 6371 Kilometer und 238 Meter mit einer Unsicherheit von 30 Metern. Die Erde ist nun aber keine Kugel, sondern ein durch die Rotation abgeplatteter Körper, der in Fachkreisen Geoid benannt wird. Infolgedessen ist der Durchmesser der Erde in der Richtung vom Nord- zum Südpol kleiner als am Aequator. Der Betrag der Abplattung beträgt den zweihundertsiebenundneunzigsten Teil des Erdradius. Der oben angegebene Wert gilt nun als mittlerer Wert des Erdradius. Der Aequatorradius ist größer und beträgt ebenfalls nach de Sitters Angaben 6378 Kilometer 355 Meter.

Vermehrter Tee- und Tabakverbrauch. Nach einer Statistik hat der Verbrauch an Tee in den letzten zwölf Jahren in der Welt um 90 Millionen Pfund zugenommen. In der gleichen Zeit stieg der Verbrauch an Tabak von 98 auf 134 Millionen Pfund.

Die Tage werden kürzer. Zwei Cambridger Astronomen haben als Ergebnis ihrer Untersuchungen festgestellt, daß alle hundert Jahre der Tag um den zehntausendsten Teil einer Sekunde kleiner wird. Das wird den Wirkungen der Gezeiten zugeschrieben, die die Rotation der Erde hemmen.

Fröhliche Ecke.

Motive für die Flucht. Eine Frau läuft fast so schnell, wenn sie eine Maus sieht, wie ein Mann, wenn er ein Kind schreien hört.

Das Ei. Das Jongleurkunststück wollte nicht recht gelingen. „Kann mir einer vielleicht ein Ei leihen?" fragte der Künstler, wobei er an die Rampe trat. „Wenn wir eins hätten," rief ein Mann von der Galerie herunter, „hättest du es schon längst an den Kopf bekommen."

Ein Bonmot von Auber. Es war vom Alter die Rede. „Ja," sagte der ewig junge Komponist Auber, „es ist wohl wahr, das Alter hat seine vielen Unbequemlichkeiten, aber es ist immer noch das einzige Mittel, das man gefunden hat, um lange zu leben!"

Wie man einen guten Platz bekommt. Im Wartesaal war kein Platz mehr frei, und der ältere Reisende ging betrübt wieder auf den Bahnsteig. „Da habe ich nun ein schönes Buch und keinen Platz, es zu lesen," seufzte er. Plötzlich kam ihm eine Idee. Er eilte in den Wartesaal, raffte eiligst sein Gepäck auf und stürzte damit auf den Bahnsteig. Die Wirkung war großartig. Alles stürzte ihm nach. Als schließlich alle Leute auf dem Bahnsteig waren, ging unser älterer Reisender ruhig zurück in den Wartesaal, suchte sich den schönsten Platz am Feuer aus und vertiefte sich in sein Buch.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.